



Vereinigung der deutschschweizerischen evangelischen Spital-, Heim- und Klinikseelsorger und -seelsorgerinnen

Vereinigung der katholischen Spital- und Kranken-Seelsorgerinnen und -Seelsorger der deutschsprachigen Schweiz

www.spitalseelsorge.ch



Ökumenische Spitalseelsorge-Tagung 2016

„Ins Buch des Lebens geschrieben ... und dokumentiert“ (29./30. August 2016 in Quarten SG)

Schlussrunde

Impressionen von Urs Walter

A. Rückblick der Workshopleitenden

(1) **Ueli Gurtner**, reformierter Seelsorger Spital SRO Langenthal, präsentierte: **Was ich persönlich festhalte: Notizen als Reflexion der Beziehung.** „Gutes Dokumentieren zeigt, dass ich verstehe. Dabei suche ich die Form, in der ich Dokumentation weitergeben kann in eine weitere Vernetzung.“

(2) **Karin Klemm**, katholische Seelsorgerin Kantonsspital Baden und Supervisorin CPT, fragte: **Wie viel gemeinsames Erinnern verlangt die professionelle Psychohygiene?** Sie forderte eine Haltung der Neugierde: Wenn es uns nicht interessiert, was die anderen Professionen denken, „geht gar nix“.

(3) **Thomas Wild**, reformierter Co-Leiter Seelsorge Inselspital Bern, Mitautor der Handreichung des SEK zum Seelsorgegeheimnis, referierte über **Dokumentation im interprofessionellen Diskurs und in der praktischen Zusammenarbeit.** Er beschrieb das differenzierte Dokumentationssystem seel-is und fasste zusammen, dass Dokumentieren interprofessionell Vertrauen schaffe und den Seelsorgenden selber zur Psycho-Hygiene diene.

(4) **Susanna Meyer Kunz**, reformierte Seelsorgerin Kantonsspital Graubünden, leitete an zu einer: **Praxis des Erinnerns. Gedenkkultur in Institutionen – Rituale und Symbole. Ein Erfahrungsaustausch.** Rituale hinterlassen, wenn sie integriert sind, eine Spur im Haus. Das ist auch Anliegen der „Neuen Kasualpraxis“ an der Grenze zwischen christlichen und nichtchristlichen Ritualen.

(5) **Pascal Mösli**, Beauftragter Spezialseelsorge & Palliative Care, Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn, zeigte: **Ausgewählte Beispiele zur Dokumentation von Seelsorge-Begegnungen im internationalen und nationalen Bereich.** Er stellte eingangs die Frage: Wie dokumentieren Sie? Anhand von Aufstellungen gruppierten sich die Teilnehmenden aufgrund ihrer mündlichen Kommunikation in den Institutionen und nach Art und Weise ihrer bei anderen Diensten einsehbaren Dokumentation. An Hand von drei ausländischen Modellen aus Schottland, den Vereinigten Staaten und Kanada zeigte er auf, wie Seelsorge bezüglich Kommunikation Teil des Gesundheitssystems sein kann und in diesem Zusammenhang auch Teil der Qualitätsentwicklung, zum Beispiel bezüglich Sprache.

(6) **Simon Peng-Keller**, Professor für Spiritual Care, Universität Zürich, vertiefte in seinem Workshop das vorgängige Referat „**Vertrauensfragen**“. In seinem Schlusswort sprach er die Spannweite der Themen an zwischen theologisch verantwortetem Glauben und Ich-Glauben, Vergan-

genheit und Zukunft der Seelsorge, konfessioneller Seelsorge und Spiritual Care. Seelsorge könne sich im Horizont von Spiritual Care deutlicher machen in Spital, Heim und weiteren Institutionen durch einen Differenzierungsgewinn. Dokumentation löse viele Gespräche aus. Er fasste abschliessend zusammen: „Wir sind alle Care Givers“.

B. Votum von Rita Famos

Als **Gast** nahm Rita Famos, Abteilungsleiterin Spezialseelsorge der Reformierten Kirche des Kantons Zürich, am Dienstag an der Tagung teil und äusserte bei der Schlussrunde folgende drei Punkte:

1. Das Seelsorgegeheimnis sei nicht nur eine persönliche Verpflichtung der Seelsorgenden. Es werde vor allem auch von den Landeskirchen geschützt und gestützt, welche die Seelsorgenden beauftragten und immer noch zwei Drittel der Bevölkerung repräsentierten.
2. Um als Care-Profis auch in Zukunft eine Rolle spielen zu können, müssten sich die Seelsorgenden auf die Dokumentations-Thematik einlassen und gangbare Wege finden. Dokumentation helfe, die eigene Professionalität weiter zu entwickeln und vermehrt sprachfähig zu werden gegenüber Mitarbeitenden, Patientinnen und Patienten sowie Angehörigen.
3. Es stelle sich die Frage: „Was dürfen wir? Was dokumentieren wir und was nicht?“ Wir müssten uns auf den Weg machen und Handreichungen erarbeiten. Fragen rund um die Dokumentation, aber auch interreligiöse Themen kämen am runden Tisch „Spitalseelsorge“ zur Sprache, den sie zusammen mit der Gesundheits- und der Justizdirektion des Kantons Zürich ins Leben gerufen habe.

C. Schlusswort von Eva-Maria Faber

Das **Schlusswort** hielt auf Wunsch des Vorbereitungsteams Eva-Maria Faber, Professorin für Dogmatik und Fundamentaltheologie der Theologischen Hochschule Chur, deren Referat „*Das Buch des Lebens: Anthropologische Überlegungen zu dem, was sich (nicht) dokumentieren lässt*“ die Tagung eröffnet hatte. Diese vier Punkte setzte sie zum Schluss:

- (1) Als Tagungsteilnehmerin habe sie Anteil bekommen an dem, was Seelsorgende Tag für Tag machen. Das sei sehr wichtig für Patientinnen und Patienten, Alte, Gebrechliche, Angehörige, Mitarbeitende von Spitälern, Pflegeheimen und anderen Institutionen. „Es ist gut und wichtig, dass Ihr das macht. Danke dafür, dass Ihr das macht.“
- (2) Zu interdisziplinärer Arbeit und Dokumentation habe der Beitrag der Juristin ernüchert. Er habe grosse Fragen aufgeworfen und den Eindruck erweckt, dass Spitalseelsorge da nicht vorkomme (im Gegensatz zu Prof. Simon Peng, der an dieser Stelle auch anmerken konnte: „Kein Problem!“). „Wir sollten dies nicht einfach den Juristen überlassen, sondern von der Praxis her reflektieren.“
- (3) Klärungsbedürftig sei das Menschenbild. Wo die Gesetzgebung Individuum, Privatsphäre betone, gelte es auch zu sehen, „dass wir nicht Monaden sind. Sind wir nicht eher doch mehr vernetzt, als wir das zuweilen denken? Seelsorgende haben da eine Brückenfunktion.“ [Mit Verweis auf Johannes 8 (Jesus und die Ehebrecherin) und 1. Korinther 12,26 (Wenn ein Glied leidet, leiden alle Glieder)]
- (4) Schliesslich gelte es angesichts der Komplexität dessen, was wir Seelsorge nennen, die Geister zu unterscheiden. Wer sagt wem was warum? Reflexion zu solchen Fragen diene sowohl dem eigenen Selbstverständnis als auch der Kommunikation nach aussen.